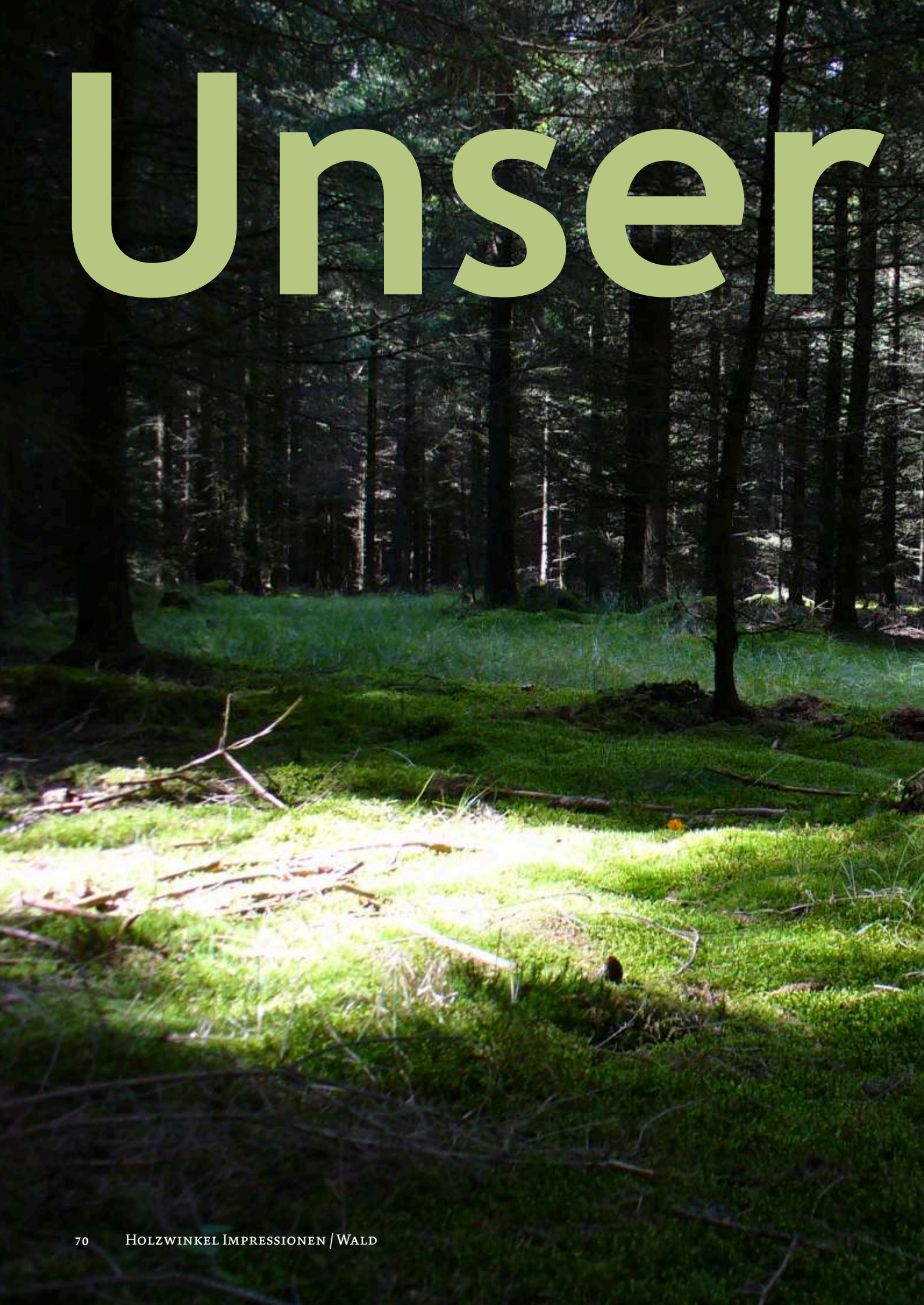
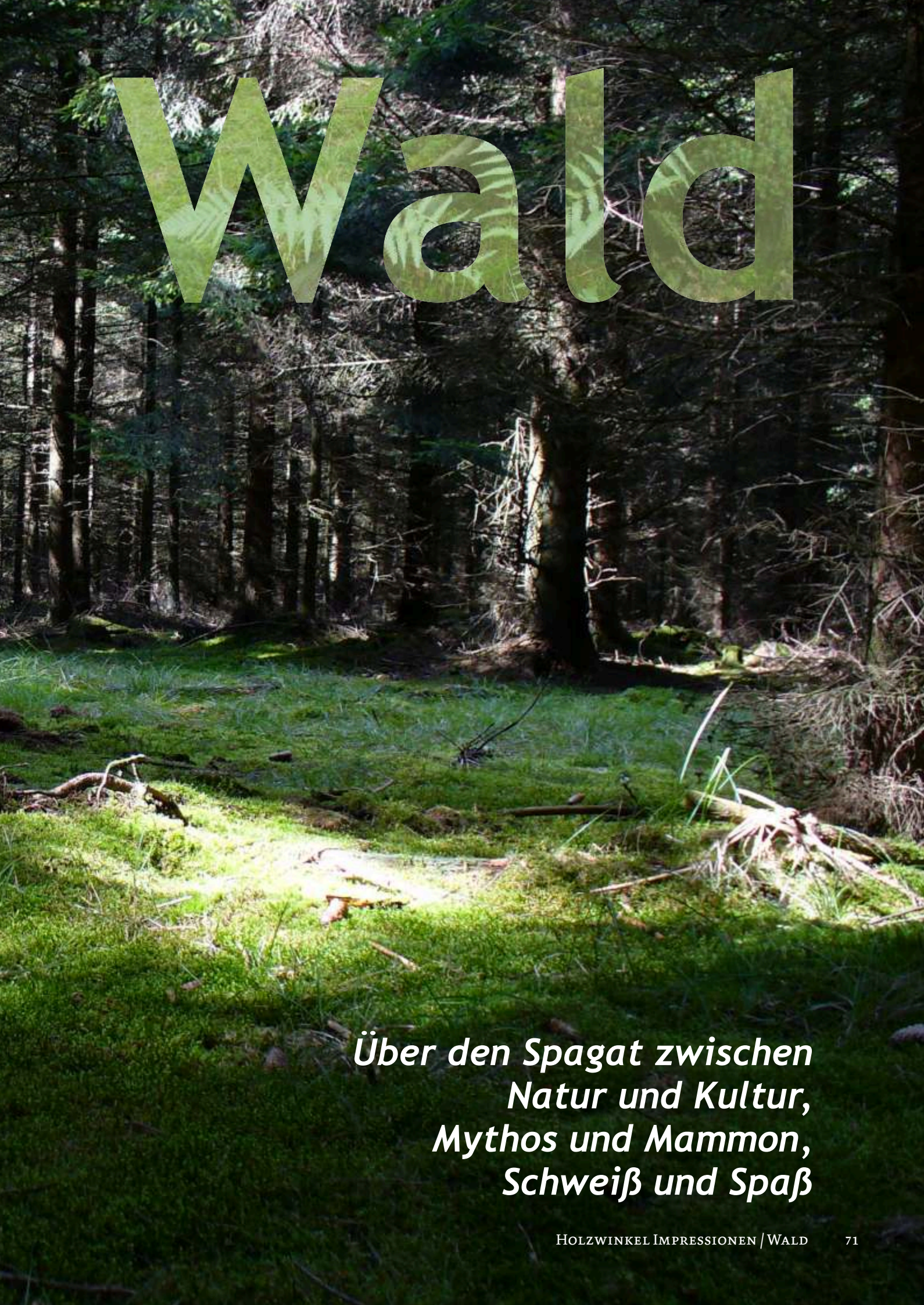
Unser





Wald

Über den Spagat zwischen Natur und Kultur, Mythos und Mammon, Schweiß und Spaß

Der Mann hat es nicht leicht

Der Mann, das ist Gerhard Kratzer (46), derzeit amtlich bestallter Nachfolger des legendären August Ritter von Ganghofer. Und abgesehen davon, daß sich der heutige Förster von Welden immer wieder gegen mehr oder weniger wohlmeinende Vergleiche mit seinem Vorgänger zu wehren hat: Kratzer muß vor allem das Kunststück fertigbringen, die Entwicklung unseres Waldes unter Einbeziehung aller Eventualitäten für die nächsten Jahrzehnte vorauszusehen. Was heißt: Kratzer muß sich beweisen - als kompetenter Manager für das komplexe Ökosystem Wald! Indem er das große Ganze im Blick behält und gleichzeitig als guter Holzverkäufer zu überzeugen vermag.

Das liest sich recht harmlos. Hat es aber in sich. Verbirgt sich doch dahinter auch der Auftrag, die unterschiedlichsten Gruppen von Interessenten an unserem Wald „unter einen Hut“ zu bringen: Waldbesitzer wie Waldbenutzer – angefangen bei Umweltgruppen bis hin zu Spaziergängern, Sonntags-Reitern oder Pilze-Suchern. Da ist Fingerspitzengefühl gefragt. Immerhin währt der Glaubenskrieg zwischen Waldökologen und Waldökonomen schon Jahrzehnte. - Kratzer muß den Spagat schaffen - zwischen Natur und Kultur, Mythos und Mammon, Schweiß und Spaß…

Vom Mythos

Wer einmal Gelegenheit hatte, vom Fernsehturm bei Bonstetten aus, auf das vor ihm liegende Panorama zu blicken, ist unweigerlich beeindruckt von dem Meer an Wald – dessen Weite immer wieder unterbrochen wird von steinernen Flecken, ehemaligen Rodungsflächen – auf denen heute Orte wie Lauterbrunn und Reutern, Monburg oder Kruichen unschwer auszumachen sind. Und es bedarf keiner

großen Phantasie, sich die geschlossene Urwalddecke von einst vorzustellen. Dann wird schnell verständlich, warum der Wald stets von einem geheimnisvollen Mythos umgeben war: einmal als etwas Bedrohliches, nicht selten gar als Ort des Teufels galt, dann wieder geradezu etwas Göttliches an sich hatte. Ersterem trat die Aufklärung entgegen; aber erst in der Romantik verwandelte sich der dunkle Tann zum heil'gen Hain, in dem der Mensch bescheiden wird und zu beten beginnt.

Selbst diese Art Poesie ist offenbar passé. Niemand seufzt mehr von Waldesrauschen und Waldeseinsamkeit. Derlei Ausdrücke scheinen tabu. Auf die Frage eines Herrn von Eichendorff etwa „Wer hat Dich, Du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ antwortet der coole Zeitgenosse höchstens schnoddrig: „Was soll die Frage? Anständig recherchiert läßt sich der Name des zuständigen Waldreferenten doch rasch ermitteln.“ (Ein Schelm, der da glaubt, dieser Antwort liege eine tiefe Unkenntnis des Namens v. Eichendorff zugrunde. Der Wahrheit näher kommen dürfte eher, daß wir uns ein anderes, distanzierteres Verständnis von den Dingen zugelegt haben – auch vom Wald.)

Unser Wald - unser Reichtum

Dem war nicht immer so. Im Gegenteil: Die früheren weltlichen und geistlichen Herren beanspruchten unsern Wald gar zu gerne für sich, als Jagdrevier. Den Siedlern vor Ort hatten die Herrschaften lediglich die Rolle billiger Jagdgehilfen zugedacht, denen man kaum das Existenzminimum zugestand. Den einen bot der Wald edles Waidwerk, den anderen Brennholz, Streu für den Stall, nicht selten Laub für das Bett.

In unseren Tagen dient der Schwäbische Holzwinkel mit seinen 63,5 Quadratkilometern (davon mehr als die Hälfte reine Waldfläche) vornehmlich als Holzlieferant, als Produzent eines Rohstoffes, der ständig – auch in dieser Sekunde – völlig lautlos nachwächst. Aber unser Wald bietet mehr: Ist er doch artenreicher Lebensraum für Bäume und Sträucher, Pilze und Flechten. Nicht nur für das Wild. Hügelbauende Waldameisen beispielsweise sind ein wichtiges Glied in dieser Lebensgemeinschaft; leisten sie doch einen entscheidenden Beitrag zur Waldhygiene.

Dann ist da die Bedeutung unseres Waldes als Wasser-Reservoir und Wasser-Regulator. - Wußten Sie beispielsweise, daß Wasser (als Niederschlag) leichter in den Waldboden als beispielsweise in den Ackerboden einsickert? Somit Quellwasser garantiert? Und damit für eine gleichmäßige Durchfeuchtung der landwirtschaftlichen Umgebung sorgt?

Weiter: Jährlich gelangen Millionen Tonnen an Staub, Ruß und Abgasen in die Luft – und unser Wald nimmt die Herausforderung an: „So vermag etwa ein Hektar Fichtenbestand – ein von Ökologen hartnäckig bekämpfter Ökonomiewald – in einem Jahr ohne nennenswerte Eigenschäden 42 Tonnen Staub zu binden, der anschließend durch Regenfälle von den Nadeln abgewaschen wird und im Waldboden verschwindet…“ (R. Bökemeier, Merian-Report zur Forstwirtschaft in Deutschland, Heft 6/29. Jahrgang).

Außerdem, wir alle wissen Waldbäume sind maßgeblich am Gashaushalt der Atmosphäre beteiligt. Sie entnehmen ihr große Mengen an Kohlenstoffdioxid, bauen daraus organische Substanz auf, geben dabei wiederum große Mengen an produziertem Sauerstoff an die Atmosphäre ab… Auf einen Nenner gebracht: Ohne CO^2 kein Leben! - Deutlicher läßt sich kaum aufzeigen: Unser Wald ist unser Reichtum!

Johann Gleich, Haumeister

Schweiß und Schwielen

Bis in die 1960er Jahre ist man im Holzwinkel nicht „in den Wald“ sondern „ins Holz“ gegangen. Viele Einheimische benutzen diese Redewendung übrigens noch heute. Besonders jene, denen der Wald nicht zur Erbauung sondern sein Holz zum Broterwerb dient. Für sie hat es auch die so oft herbeigeschriebene Romantik des feschen Naturburschen nie gegeben; dafür aber Schweiß und Schwielen im Übermaß. Und nicht selten kostete sie die Plackerei auch Blut und Tränen. Das Holz hat die Menschen geformt. So wie Johann Gleich (Jahrgang 1938) aus Streitheim.

Schon der Vater war „ins Holz gegangen“, trotz der kleinen Landwirtschaft, die er nebenbei betrieb. Da war die berufliche Zukunft des Sohnemannes vorgezeichnet.

Gleich entspricht so ganz und gar nicht dem Klischee vom Holzfäller – dem bulligen Kleiderschrank im Baumwollhemd. Johann Gleich ist vielmehr ein eher knorriger, sehniger Mann, dem Wind und Wetter die Haut gegerbt haben; dessen Gang aber auch daran erinnert,

„Daß di' in d' Schuah neidruckt, wannst an Prügel schulterst!“

Nun: 47 Jahre lang hat Gleich solche Prügel (sprich: Baumstämme) in unserem Wald, im Holzwinkel geschleppt. Wenn auch nicht nur. Gerät er doch regelrecht ins Schwärmen, wenn er von seiner Arbeit im Pflanzgarten spricht, vom Ausbringen der Sämlinge, von der „Jugendarbeit“ mit den Stecklingen. Letztere hat er häufig zu Fuß, mit dem Holz-Schubkarren von Biburg nach Zusmarshausen transportiert. Vor allem aber: „Das Wachstum der Pflanzen zu beobachten; zu sehen, was ich mit meiner Hände Arbeit auf den Weg gebracht habe – das hat mich immer fasziniert“ sagt er. Und heute noch verspürt der ehemalige Haumeister so etwas wie Befriedigung, wenn er während eines Waldspazierganges an Bäumen vorbeikommt, die er selbst vor 40, 50 Jahren gepflanzt hat. Er kennt sie alle.

Und er hat das Staunen nicht verlernt über Dinge, die der Wald immer noch für ihn als Überraschung bereit hält. Zum Beispiel: „Stecken Sie sich einen Quadratmeter Waldboden ab und nehmen Sie den unter die Lupe. Und Sie werden staunen über die Vielfalt dessen, was Sie vorfinden“ (Pause) – „und nicht kennen!“

Hauptsächlich aber hat Gleich Starkholz gemacht. Also Bäume gefällt. Im Akkord. So wie die Kollegen auch. Und die waren – so Gleich: „Hagebuchene. Die haben mit offenem Hemd gearbeitet – auch noch bei minus 15, 18 Grad.“

Mehr als unangenehm aber waren die Arbeiten zur Beseitigung von Sturmschäden. Wenn sich entwurzelte Bäume ineinander verkeilt, Baumkronen miteinander verwickelt hatten; wenn auf den Baumstämmen ungeheure Spannung lastete, die sich bei ungeschickter Vorgehensweise mit möglicherweise tödlichen Folgen zu entladen drohte…

„An solche Tag“ sagt die Theres, also dem Gleich seine Frau – „hab' i' immer b'sonders Angscht g'habt um den Kerle“. Und so wie sie das sagt, glaubt man einen leisen Vorwurf mitzuhören. Auch nach so langer Zeit. Immer noch.

„Ihr Kerle“ aber meint: „Trotzdem, es war a guate Zeit im Holz.“ Und sie darauf: „Daß g'rad wohr isch!“.

„Sauguat“

Findet es in den Wäldern des Holzwinkels auch das Augsburger Rentnerpaar „Manne“ und Zenta Mohser (die Herrschaften legen wert auf die Schreibweise „mit Haaaa bitt' schön“). „Mir san oft hier“ erklärt Herr Mohser. Wo genau, will er allerdings nicht sagen. Und seine Zenta deutet mit verschwörerischer Miene an: „Im Spätsommer, im Herbscht, wisset Se“. Sie meint jene Zeit, in der eine ganz besondere Spezies von Ausflüglern „in's Holz“ geht: Pilzsucher! Die Amateure unter ihnen kommen im Rudel, am helllichten Tag; der Profi nähert sich allein, bereits im Morgengrauen.

Im übrigen: Wie sehr der Städter die „Natur, direkt vor seiner Haustür“ zu schätzen weiß, zeigt die steigende Zahl derjenigen, die den Wald als Erlebnispark entdecken. Sie sagen zwar: „Gehen wir in's Grüne“ - meinen damit aber die Park-, Rast- und Trimm-dich-Plätze, die Lehrpfade in den Waldungen, das in Gatter eingepferchte Wild zum Streicheln. Aber so mag ihn eben die Mehrheit unserer Zeitgenossen - den Wald: sauber, aufgeräumt und gepflegt, übersichtlich parzelliert. – Nur: Dort, wo Totholz (beispielsweise) keine Chance hat: Hat da die Natur – zumindest ein Stück davon - ihre Natürlichkeit nicht schon verloren?“

Wenn im Wald ein Baum gefällt wird, bluten Herzen. Eine Tanne, eine Eiche, eine Fichte - alles Lebewesen, denen wir mit Hochachtung zu begegnen haben. Sagt der Gutmensch.

„Ooobacht: Baum fällt…“

„Des is' er“ sagt Herbert Meyr. „Den pack' mer.“ Damit ist klar; „Der“ kommt weg.

Um keine Mißverständnisse entstehen zu lassen: Meyr ist Gemeindearbeiter in Bonstetten und „Der“ ist eine Fichte im Gemeindewald. Und beide treffen sie an einem Frühjahrsmorgen aufeinander. Tautropfen liegen noch auf den Gräsern; durch die Wipfel der Bäume brechen erste, warme Sonnenstrahlen. Ein guter Tag, um einen Baum zu fällen.

Gefällt werden soll der Maibaum für 2011. Bis zu zwei Stunden haben Herbert Meyr und Georg Keiß im Wald nach dem richtigen Baum gesucht. Die Kriterien dafür?

Meyr taxiert die Fichte: „Grad' muaß sei, schee g'wachs'n. Und die richtigen Abmessungen muaß ham.“ Was auch heißt: Am Fuß muß der Stamm-Durchmesser zwischen 30 und 35 cm liegen – damit der Baum in die entsprechende Halterung auf dem Dorfplatz hineinpaßt; die Gesamtlänge darf letztlich 23 m nicht überschreiten, sonst „geht as Trumm net in unser Hallen nei“ – jene Halle, in der die Fichte für ihren letzten großen Auftritt vor aller Öffentlichkeit vorbereitet werden soll.

Meyr kommt mit der Kettensäge. Kurz zeigt er nochmals in die vorgesehene Fallrichtung, dann setzt er die Maschine an der entsprechenden Baumseite an. Kreischend frißt sich die Säge waagrecht (bis zu einer Tiefe von etwa 1/3 der Baumstärke) in das Holz. Fachleute nennen das „die Fallkerbsohle legen“. Und – ruckzuck – folgt unmittelbar danach ein Schnitt von schräg oben auf eben diese Sohle - das „Fallkerbdach“. Effekt: Aus dem Stamm kann jetzt ein Keil herausgetrennt werden. Auf der Rückseite der so entstandenen Baumkerbe wird nun der eigentliche „Fällschnitt“ angebracht, der allerdings nicht bis zu dieser (also zur Kerbe) durchgeht, sondern dazwischen einen schmalen Steg beläßt, über den dann der Baum – ähnlich wie bei einem Scharnier - abknicken kann. Und damit sich der durch den „Fällschnitt“ ergebene Spalt nicht noch einmal schließt, treibt Keiß mit wuchtigen Schlägen einen Keil hinein. (Alles verstanden? Wenn nicht, bitte noch einmal gaaanz langsam lesen…)

„Ooobacht“ – hallt Meyrs Schrei. „Baum fällt!“ Und dann sehen die Männer zu, wie sich die Fichte erst langsam neigt -

dabei
ächzt und knirscht,
dann immer schneller
werdend sich neigt, stöhnt und
schnauft, um schließlich mit
dumpfem Laut zu Boden zu
fallen..

Innerhalb von fünf, sechs Minuten wurde – wie sich nun herausstellt – ein 88jähriger Baum gefällt.

„Hängt Ihn höher…!“

Vorbei sind die Zeiten, da junge Männer nur mit Geschick und Muskelkraft den Maibaum aufstellten. Seitdem dieses Unterfangen fast in einer Katastrophe geendet hätte, scheut man sich auch in Bonstetten nicht mehr, einen Kran einzusetzen…

SICHERHEIT wir groß geschrieben. Von Anfang an; schon beim Fällen des Baumes. Und das ist gut so.

Der Förster vom Holzwinkel im Interview

„Früher“ so sagen die Leut', „da kam das Wild am Abend auf die Wiesen am Waldesrand, da konnte man die Rehe beim Äsen beobachten. Heute dagegen haben derartige Bilder Seltenheitswert.“

Gerhard Kratzer (46); erinnert so gar nicht an den Förster vom Silberwald. Oder an den von Falkenau. Und schon sein Out-fit dürfte so manchen Nostalgiker enttäuschen: Cargo-Hose statt Krachlederner; Laptop und Handy anstelle Präzisionsgewehr mit Zielfernrohr…

Wo sind die Rehe, Herr Kratzer? Alle abgeschossen?“

„Richtig ist, daß die Rehe scharf bejagt werden. Der Schaden, den sie durch Verbiß an jungen Bäumen anrichten, ist zu groß. Aber der Eindruck, daß sie gar nicht mehr da sind, täuscht. Die Rehe haben sich nur wieder in den Wald hinein zurückgezogen…“

„Wie das?“

„Ein Grund ist sicherlich, daß unser Wald immer mehr zum Tummelplatz unserer Freizeit-aktivitäten geworden ist; aber auch der Umstand, daß unsere Baugebiete immer näher an die Waldränder heranrücken. All das vertreibt die Tiere. Die eigentliche Ursache aber dürfte darin zu sehen sein, daß sich unsere Waldbewirtschaftung geändert hat. So haben wir früher den Wald wie einen Acker mit einer Sorte an Bäumen bepflanzt. Das hatte selbstverständlich Auswirkungen auf das Mikroklima, auf Fauna und Flora. Nahrungsengpässe für das Wild waren eine Folge… „

„Und lockte das Wild auf der Suche nach Futterstellen auf die Wiesen?“

„So ist es. Und dann kam der Wechsel in der Anbaumethodik - weg von der Monokultur, hin zu mehr Mischwald. Damit änderte sich auch das Verhalten der Tiere. Denn jetzt fanden sie im Wald wieder genügend Futter vor. Und sie scheinen sich im modernen, „naturnahen“ Wald äußerst wohl zu fühlen, wie die gestiegene Population zeigt. - Deshalb: Was sich dem Betrachter gestern als romantisches Bild darbot, war für die Tiere eine Überlebens-Notwendigkeit.“

„Falls es ein schießfreudiger Förster zuließ!

(Kratzer leicht ungehalten:) „Jetzt reden's doch kein Jäger-Latein! Der Förster hat für das Wohl von **Wald UND Wild** Sorge zu tragen!“

„O.k. Sprechen wir vom naturnahen Wald; was an sich schon komisch klingt … Hat die Natur an Natürlichkeit verloren?“

„Ohne Zweifel. Aber das geht schon seit Jahrhunderten, wenn nicht gar seit Jahrtausenden so… Beginnend in dem Augenblick, als der Mensch erstmals an seine Umwelt Hand anlegte. Nur: Genauso von Bedeutung ist natürlich, daß sich auch in der Beziehung des Menschen zur Natur einiges geändert hat.“

„Ein Beispiel?“

„Bestes Beispiel ist für mich die Jagd. Niemand wird den großen Unterschied zwischen einem Jäger von einst und dem von heute bestreiten können: Damals stand er dem gejagten Wild mit einem Steinkeil direkt gegenüber; heute peilt

er über große Entfernungen seine Beute durch das Zielfernrohr an – bar jeder seelischen Verbindung zum Tier…“

„Ist das nicht eher Ergebnis der technischen Entwicklung?“

„Konrad Lorenz wird der Satz zugeschrieben: „Die Leichtigkeit des Tötens und vor allem die verfeinerte Tötungstechnik haben es mit sich gebracht, daß dem Handelnden die Folgen seines Tuns nicht unmittelbar ans Herz greifen.“ Anders formuliert: Auch die moderne Jagd, die Konfrontation zwischen Mensch und Wildtier - ein sehr natürlicher Vorgang im Aufeinandertreffen von Natur und Kultur - hat an Faszination, an Natürlichkeit verloren…“